Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1.
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 282. Freitag den 3. Juni 1892. 86. Jahrgang.

Aus Frankreich.

□ **Paris**, 31. Mai. Ist es die bekannte „Ruhe vor dem Sturm", welche gegenwärtig bezüglich der bevorstehenden Festlichkeiten in Nancy in den größeren französischen Zeitungen herrscht, ist es die allmälige Einsicht, daß die deutsche Presse mit ihren Artikeln über jene Feste durchaus keine Provocation beabsichtigt, genug, die Mehrzahl der ausschlaggebenden hiesigen Blätter hat seit einigen Tagen in der Behandlung jener Frage und der Stellungnahme Deutschlands dazu — wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann — einen ruhigeren Ton angeschlagen, und das Thema würde wohl vorläufig überhaupt schon von der Bildfläche verschwunden sein, wenn nicht als Ach- und Wehepunct die Aufhebung der Truppen-Revue bei Nancy seitens des Präsidenten der Republik zurückgeblieben wäre. „Wo ist die Truppen-Revue?" könnte als Motiv zu einem neuen Räthselbilde verwandt werden, nur wäre die Lösung etwas schwer, denn über diese Truppen-Revue gehen die Meinungen der Journale auf das Tollste durcheinander. Nach dem Einen war sie überhaupt nicht beabsichtigt, nach dem Andern findet sie noch statt, nach dem Dritten ist sie aufgehoben auf die Wünsche des französischen Botschafters in Berlin hin, nach dem Vierten hat man sie fallen gelassen, weil einzelne Truppentheile zu weit zu marschiren gehabt hätten: kurz, der Meinungsverschiedenheiten und Auslegungen giebt es genau so viele, wie über die Reise des Zaren nach Berlin. Und wie es in letzterem Falle die sogenannten „unterrichteten Berliner Kreise" bisher gethan, so thun es hinsichtlich jener Revue auch die hiesigen: sie wissen nämlich laut einer officiösen Erklärung im gehetzten „Temps" von gar nichts und hüllen sich damit in den bequemen Mantel des vornehmen Schweigens. Am liebsten würde dies auch wohl in Nancy selbst Präsident Carnot thun, noch lieber würde er überhaupt nicht hingehen; das freilich ist nicht mehr zu vermeiden und auch die eine und andere Rede wird er nicht vermeiden können, aber man darf im Voraus von seinem tactvollen und umsichtigen Wesen erwarten, daß er sich auf das Strengste jener Silbe enthalten wird, die diesseits oder jenseits des Rheines übel gedeutet werden könnte, wie auch dem ganzen officiellen Programm jeder politische Mißton gewiß ferngehalten werden wird. Ob dies auch bei dem nicht-officiellen möglich ist, ist eine andere Frage, denn die zu den Festen angemeldeten 2500 Turner und Studenten werden sich schwerlich ein Beispiel an dem gemessen-würdigen Auftreten ihres Staatsoberhauptes nehmen. Aber Worte verhallen bald, zumal die in Festräuschen gesprochenen, und so wird denn auch dieser Berg aller Voraussicht nach nur eine Maus gebären, von der nach wenigen Tagen nicht mehr die Rede sein wird.

Selbst kaum auf französischer Seite, denn gerade gegenwärtig sind die Interessen der französischen Republik auf andere Puncte gerichtet, die dem Lande und vielem seiner Bewohner wichtiger sind, als die Rodomontagen einiger Hitzköpfe. Im Vordergrund dieser Interessen steht die bereits am 1. Juni in Kraft tretende neue Zoll-Ankünpfung mit Spanien auf Grund des Minimum-Tarifes, die soeben zum Vortheile beider Länder und Völker vereinbart wurde und im Umsehen auch die politische Verstimmung, die in jüngster Zeit zwischen Spanien und Frankreich geherrscht, fortwischen wird. Beide Staaten sind ja mit vielen ihrer Erzeugnisse in hervorragender Weise aufeinander angewiesen, indem Spanien die Producte des Landes an Frankreich und dieses die seiner regen Industrie an seinen Pyrenäen-Nachbar abgiebt. Die Sperrung der beiderseitigen Märkte hatte hüben wie drüben die lebhafteste Unzufriedenheit hervorgerufen, und die Freude ist nun eine allgemeine, daß die Zollschranken nach so unerwartet kurzer Frist wieder gefallen sind, bei welchem Fortnehmen Frankreich übrigens nicht den schlechtesten Tausch macht, obwohl es sich in manchen Puncten Spanien sehr entgegenkommend bewiesen. Dieses Entgegenkommen verdankt nicht zuletzt seinen Ursprung der Besorgniß, daß Deutschland respective dessen Handel jene erwähnte Verstimmung zwischen den beiden Nachbarreichen hätte benutzen und auf spanischem Boden festen Fuß fassen können, was leicht möglich gewesen und von bestimmter spanischer Seite nicht ungern gesehen worden wäre; leider hatte der deutsche Handel hierzu keine Lust oder er zögerte zu lange; jedenfalls hat er den richtigen Augenblick verpaßt zum Schaden der mannigfachsten deutschen Industriezweige, für die sich leicht auf der industriearmen Pyrenäen-Halbinsel reiche Absatzquellen erschlossen hätten.

Hat Frankreich mit dem einen seiner romanischen Nachbarn wieder ein besseres Einvernehmniß hergestellt, so möchte es dies auch gern, wenn auch aus nichts weniger als commerziellen Gründen, mit dem anderen thun, mit Italien, dessen augenblickliche Cabinets-Krisis den Anlaß zu einem starken Liebäugeln von hier nach Rom bietet. Natürlich fehlt es dabei nicht an guten Rathschlägen, wie diese Krisis sowie auch die finanzielle des Landes gehoben werden könnte, und daß dabei immer wieder hervorgehoben wird, welch' ein Hinderniß an der Gesundung Italiens dessen Zugehörigkeit zur Friedens-Allianz ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Mehr und mehr zieht man hier neuerdings die Person des Königs Humbert in die Debatten hinein und macht ihn allein verantwortlich für die auswärtige Politik Italiens und damit zugleich für alle übrigen Nöthen, an denen das Land krankt. Der Zweck derartiger Entstellungen ist nur zu deutlich erkennbar und verfehlt deshalb seine Wirkung; man merkt gar zu sehr die Absicht, und die Verstimmung auf der einen Seite, nämlich auf der jenseits des Gotthard, dürfte dadurch nicht gehoben, sondern nur vergrößert werden.

Dabei thäten jene französischen Politiker, die sich immer wieder und wieder mit Italien beschäftigen und mit Krokodilsthränen im Auge dessen nahen Bankerott verkündigen, besser, wenn sie sich mehr um die inneren Zustände des eigenen Landes kümmerten, die Manches zu wünschen übrig lassen. Vor Allem zeigen sich die Anarchisten durchaus nicht so entmuthigt, wie man es gern verbreitet, im Gegentheil, ungeachtet der zahlreichen Verhaftungen, welche ihre Reihen gelichtet, erheben sie kck das Haupt und hielten vorgestern sogar hier ein hartbesuchtes Meeting ab, zu dem sie verschiedene bekannte Politiker eingeladen hatten. „Weniger als je dürfen wir heute daran verzweifeln", hieß es in diesem Einladungsschreiben, „daß wir uns von der drückenden Bourgeoisie-Herrschaft befreien und das Elend abschütteln werden, unter dem wir schmachten. Das Dynamit hat das Volksgewissen aufgeweckt, es hat den Unglücklichen neue Hoffnung gegeben und die Reichen in Schrecken versetzt!" In diesem Ton ging es weiter und in noch weit schärferem Ton waren die Reden auf jenem Meeting gehalten, in denen Ravachol als Märtyrer gefeiert und zur Revolution aufgefordert wurde. Anarchisten mit Socialisten gemischt fanden sich am folgenden, gestrigen Tage auf dem Père-Lachaise ein, um die Erinnerungsfeier der „blutigen Woche" (Erschießung der Communarden 1871) zu begehen. Auch hierbei fehlte es nicht an wenig mißverstehenden Reden, in denen weit mehr als früher die Internationalität der Socialisten hervorgehoben wurde. „Die Errichtung der Arbeits-Börse, die wir der Bourgeoisie entrissen", rief ein Redner, „ist ein Triumph für uns, aber wir haben noch einen zweiten, wir werden die Völker verhindern, sich aufeinander zu stürzen. Man bereitet sich gegenwärtig wieder auf den Krieg vor, auf die Revanche, wie man sagt. Wir werden diesen Krieg verhindern, denn wir kennen keine andere Revanche als die, welche alle Reactionäre tödten wird." Der Redner wurde wiederholt durch Rufe unterbrochen — und wie lauteten diese? „Es lebe die Internationale! Nieder mit dem Vaterland!" Auch der Bürgermeister, wohlgemerkt, der Bürgermeister von Saint-Denis, trat als Redner auf; er rief nur wenige Worte, dieser brave Staatsbürger, die Worte: „Es lebe die Commune! Es lebe die sociale Revolution!" Und wir haben nur wenige Worte hinzuzufügen, die beiden berühmten Worte: Das läßt tief blicken!!

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 3. Juni.

Die Nachricht, daß der Zar am 7. d. in Kiel eintreffen und dort mit unserem Kaiser eine Zusammenkunft haben werde, wird, soweit wir zu übersehen vermögen, von der gesammten deutschen Presse, selbst von der officiösen, mit der größten Kühle aufgenommen. In den Blättern aller Parteien wird betont, daß in dem Entschluß unseres Kaisers, den Zaren in Kiel zu begrüßen, ein weitgehendes Entgegenkommen gegen den Zaren liegt und daß die Zusammenkunft auch äußerlich schon zu kurz ist, um eine eingehende politische Unterredung zu ermöglichen, von der eine Umgestaltung der europäischen Situation und Politik erwartet werden könnte. Nur in einigen Organen wird betont, daß auch eine so flüchtige Begegnung vielleicht eine erwünschte Folge haben werde. So bemerkt die „Nationalliberale Correspondenz":

„Auch die persönlichen Beziehungen so hoher Herren spielen ihre Rolle in der Politik, und jedes Anzeichen einer Beseitigung von Mißverständnissen und Mißstimmungen kann uns nur erwünscht sein. In den politischen Verhältnissen Deutschlands und Rußlands liegen zwingende Gründe einer Gegnerschaft nicht, die beiderseitigen Interessen sind nicht gegensätzlicher Art, zwischen den Herrscherfamilien besteht eine altüberlieferte Verbindung der Freundschaft: wie wollte man es unter diesen Umständen für eine auf ewig nachhaltige Thatsache halten, daß die beiden Reiche sich in mißmutsch isolirender Stellung, in beständigen Besorgnissen vor einem kriegerischen Zusammenstoß gegenüberstehen? Möge die Begegnung der beiden Herrscher beitragen, das Gefühl der Unsicherheit und Beklemmung, das andauernd auf Europa lastet, wenigstens einigermaßen zu mildern!"

Man wird ja bald genug aus dem Tone, in dem die russische Presse die Kieler Begegnung und das Entgegenkommen unseres Kaisers bespricht, abnehmen können, ob der fromme Wunsch der „N.-L. C." Aussicht auf Erfüllung hat.

Gegenüber der Meldung der „Tägl. Rundschau", Fürst Bismarck wolle bei einer passenden Gelegenheit Schritte thun, um sein persönliches Verhältniß zu Kaiser Wilhelm angenehmer zu gestalten, versichert ein Gewährsmann der „Ostdeutschen Allg. Ztg.", welcher den Fürsten in allerjüngster Zeit gesprochen haben will, daß ein solcher Schritt nach Lage der Dinge absolut unmöglich sei, schon deshalb, weil Bismarck es nie habe kenntlich werden lassen, daß sein jetziges persönliches Verhältniß zum Kaiser ihm nicht genehm wäre. — Damit, daß Fürst Bismarck noch nichts darüber hat verlauten lassen, daß ihm sein jetziges Verhältniß zum Kaiser nicht genehm sei, ist nun allerdings noch nichts bewiesen; es kommt aber auch in erster Linie nicht darauf an, ob der Altreichskanzler eine Aenderung dieses Verhältnisses wünscht, sondern ob der Kaiser dem Fürsten wieder näher treten möchte. Der Letztere kann gar keinen Schritt thun, wenn er nicht dazu aufgefordert wird. Das weiß man jedenfalls auch in den Kreisen des preußischen Herrenhauses. Und wenn dort von der Möglichkeit einer „Aussöhnung" zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck gesprochen wird, so muß man der Meinung sein, der Kaiser wünsche eine Annäherung des Fürsten und werde eine solche anbahnen. Die Besorgniß, daß es so kommen könnte, hat ja in diesen Kreisen längst bestanden; es ist daher leicht möglich, daß das eigene Gewissen den Herren die Befürchtung eingiebt, der Kaiser empfinde einige Sehnsucht nach dem „eisernen" Kanzler.

Der Reichstagsabgeordnete Bamberger hat dieser Tage in seinem Wahlkreis Alzey die beaux restes seines Geistes in Anspruch genommen, um den Fürsten Bismarck politisch und moralisch umzubringen. Das Können blieb aber hinter dem Wollen zurück. Seine Rede ließ sich wie ein Artikel der „Freis. Ztg." über den ersten Kanzler, so plump und trivial sind die Anwürfe gegen den Fürsten. Ueber das Stadium der Verständigkeit ist Herr Bamberger offenbar hinaus, sonst würde er nicht, wie er in Alzey gethan, heute noch die Meldung vom Sturze Bismarck's eine „frohe Kunde" nennen, die „zu Deutschlands, zu der Welt Glück" erschallen sei. Der Fractionsgenosse Richter versichert seinen Zuhörern, Fürst Bismarck habe unmittelbar vor seinem Abgang den Plan fertig gehabt — wir citiren nach der „Freis. Ztg." — „der Verfassung zur Noth mit Gewalt beizukommen." Von wannen ihm diese Wissenschaft gekommen, hat Herr Bamberger nicht verrathen; vermuthlich hat er die beweiskräftigen Documente im Archiv der deutschfreisinnigen Fraction entdeckt. Selbstverständlich paradirte unter der schrecklichen Bismarck'schen Hinterlassenschaft das „Klebegesetz" in erster Reihe. Fragt sich nur, warum der Deutschfreisinn seinen in Bayern begonnenen Petitionssturm gegen das Gesetz nicht auf das übrige Deutschland fortpflanzt. Es scheinen denn doch einige Zweifel an der „Unerträglichkeit" der Invaliditäts- und Altersversorgung aufgetauchen zu sein. Mit den Antisemiten hatte Herr Bamberger eine specielle Rechnung auszumachen, nach deren Erledigung er auf den Antisemitismus überhaupt zu sprechen kam. Er bemerkte, das beste Mittel der Abwehr sei die liberale Bewegung. Das sage er immer auch allen Denen, die diese Abwehr auf confessionellem Boden betreiben wollten. Er rufe ihnen zu: „Seid liberal, dann bekämpft ihr am wirksamsten den Antisemitismus, wie die Reaction den Antisemitismus nur hege, um das liberale Princip zu bekämpfen." Dem Satze könnte man zustimmen, wenn nur Herr Bamberger nicht zu sagen unterlassen hätte, was er unter Liberalismus versteht. Meint er den Deutschfreisinn, so würde das eine Unkenntniß der Verhältnisse verrathen, die man gerade bei diesem Redner nicht vermuthen sollte. Der Deutschfreisinn mit seiner Einseitigkeit züchtet förmlich Antisemiten, es ist eine Reaction gegen das Verhalten seiner Presse, wenn, wie es leider geschieht, ehrenwerthe und hochgebildete Elemente sich dem Antisemitismus zuwenden. Herr Bamberger könnte weit mehr als durch seine Alzeyer Rede dem Antisemitismus Abbruch thun, wenn er einmal seinen Parteigenossen in Berlin die volle Wahrheit sagte, die er ja wohl kennt, jedenfalls genauer kennt, als die Stimmung des Landes gegen Bismarck. Herr Bamberger meinte, Miquel und Bennigsen würden den alten Kanzler lieber da wissen, wo der Pfeffer wächst, als wieder in der Wilhelmstraße. Herr Bamberger legt an die beiden Männer den Maßstab seiner eigenen Persönlichkeit, kein Wunder, daß er zu falschen Annahmen kommt.

Die bei den letzten Gemeinderathswahlen in Folge der Uneinigkeit und der Gleichgiltigkeit der bürgerlichen Parteien in socialdemokratische Hände gefallenen französischen Gemeindevertretungen — darunter Städte von dem Range und der Bedeutung des größten französischen Mittelmeer-Emporiums Marseille — machen gegenwärtig einen Zustand des Hangens und Bangens in schwebender Pein durch. Es ist ihnen auch kaum zu verdenken, wenn sie im Hinblick auf die Zukunft ängstlich werden. Denn die neugewählten socialdemokratischen Acta Trella unterscheiden sich von dem Heine'schen Tendenzkäz nur dadurch, daß sie weder Talente noch Charaktere sind, sondern absolute Nullen, denen selbst die elementarsten Kenntnisse des Verwaltungsfaches abgehen und die auf ihren Posten nichts mitbringen, als den Ballast abgedroschener socialistischer Programmphrasen, nebst dem ausgesprochenen Hange zu lärmenden und unfruchtbaren Kundgebungen. Darnach sind auch die Debats der socialdemokratischen Communalweisen. In Toulon haben sie die Einführung des Achtstundentages für alle städtischen Arbeiten angeordnet. Die Folge davon wird ein ganz unmäßiges Anschwellen des Budgets sein, was wieder zu einer entsprechenden Anziehung der städtischen Steuerschraube führen muß, als Vorgeschmack der vielen Ueberraschungen, über welchen der Genius der socialdemokratischen Verwaltung zur Zeit brütet. Am tollsten aber geht es in Marseille zu, dessen neuer Gemeinderath ausnahmslos aus Leuten besteht, welche keine blasse Ahnung von Verwaltungsangelegenheiten haben und wo der socialdemokratische Maire bereits eine ganze

Feuilleton.

Verkommen und verloren.

Criminal-Novellette von Amanda Klock.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Wann sahen Sie den Angeklagten zuerst?" fragte der Vorsitzende nach endlich wiederhergestellter Ruhe.

„Acht Tage nach dem Tode der Frau Paradies."

„Können Sie sich noch auf die näheren Umstände besinnen?"

„O ganz genau. Es war Vormittag um zehn Uhr. Er trat vom Hofe aus in die Küche, in der Frau Schaller und ich beschäftigt waren. „Sieh, Therese, das ist mein Vetter, dessen Haushalt ich früher führte", sagte sie zu mir, während Herr Korn freundlich grüßte und sie dann mit Bitten bestürmte, Alles stehen und liegen zu lassen und zu ihm zurückzukehren."

„Ich habe Beschäftigung als Schreiber beim Oberförster Lutz erhalten", erzählte er, „und kann mir, wenn ich Nachts einige Stunden extra arbeite, noch eine kleine Nebeneinnahme machen. Du weißt ja, ich bescheide mich gern mit dem Geringsten — wenn Du nur hast."

„Ich kann hier unmöglich fort", erwiderte Frau Schaller, „die armen Kinder sind mutterlos und haben sich so sehr an mich gewöhnt; mir gefällt es selbst nicht, aber ich bringe es nicht übers Herz, die kleinen Wimmer zu verlassen."

Bei den letzten Worten der Zeugin fing Paradies laut zu schluchzen an und plötzlich eng zu einander rückend, kostete es der „liebevollen" Mathilde nicht wenig Mühe, ihn einigermaßen zu beruhigen.

„Bald darauf ging ich meinen häuslichen Beschäftigungen nach.

Als ich später die Küche wieder betrat, war Herr Korn fort."

Zwei Tage später sagte Frau Schaller zu mir:

„Herr Paradies ist verreist und kommt erst morgen wieder — wir wollen heute Abend in den Circus gehen, mein Vetter holt uns um sechs Uhr ab."

Auf dem Wege dahin gab Herr Korn ihr einen Thaler, für den sie aus der Schneider'schen Conditorei eine große Torte mit feinem Confect kaufte.

Während wir draußen warteten, beschwor er mich in größter Aufregung, seine Cousine zu bestimmen, daß sie wieder zu ihm zurückkehre, er müsse sich sonst das Leben nehmen.

Mein Versprechen, zu seinen Gunsten zu reden, schien ihn ganz glücklich zu machen, er dankte mir entzückt und schenkte mir ein kleines silbernes Kreuz.

Am anderen Tage erzählte mir Frau Schaller lachend, daß ihr Vetter seine Uhr verkauft habe, den letzten werthvollen Gegenstand, welchen er besessen, um die Billets zum Circus anzuschaffen. Ich richtete meinen Auftrag aus.

„Zu dem elenden Lumpen soll ich gehen und ihm hungern helfen? Er mag wiederkommen, wenn er Millionair geworden ist, dann können wir über die Sache sprechen. Einstweilen bleibe ich, wo es mir gut geht."

„Es ist Alles nicht wahr, sie lügt bei jedem Wort!" schrie die schöne Mathilde von der Zeugenbank aus unter wüthendem Schluchzen, und nun war es an Herrn Paradies, die Thränen des „unschuldigen Opfers der Verleumdung" mit seinem großkrothscheinenden Taschentuche zu trocknen.

„Sie haben schon einige Male durch Ihre Einwürfe die Sitzung gestört", rief der Präsident, „wenn Sie sich noch einmal ungefragt in das Verhör mischen, werde ich Sie ebenfalls zu Strafe nehmen."

„Den Mund lasse ich mir nicht verbieten, das wäre noch schöner, wenn ich reden will, so rede ich; es handelt sich um meine Ehre, die mir viel zu werthvoll ist, um sie von einer gemeinen Magd ruiniren zu lassen!"

In Folge ihrer kräftigen Gegenrede wurde die mundgewandte Zeugin gleichfalls zu vier Thalern Strafe verurtheilt.

„Muß ich doch auch mit zahlen", murmelte Paradies mit glühendem Gesicht — „is se doch schem de Mathilde, wunderscheen — aber furdrig wie Hub!"

„Stieß der Angeklagte Drohungen zu Ihnen gegen seine frühere Geliebte aus?" fragte der Präsident nach dem kurzen Zwischenfalle weiter.

Therese Winkler zögerte, sie schien eine ausweichende Antwort geben zu wollen.

„Sie haben Ihre Aussagen auf den Eid genommen, vergessen Sie das nicht!" sagte der Vorsitzende, sie scharf ansehend, „Sie sind verpflichtet, Alles zu sagen, was Sie über diesen Punct wissen. Ich frage Sie deshalb noch einmal: Hat der Angeklagte bei irgend einer Gelegenheit Drohungen gegen die Schaller laut werden lassen?"

„Er erwartete mich einige Male, wenn ich einkaufen ging", antwortete die Winkler widerstrebend, „und da sagte er allerdings, wenn seine Mathilde nicht umzustimmen wäre, so müßten sie Alle sterben, der Jude, sie und er, dann bekäme sie Keiner und sein gequältes Herz würde endlich Ruhe finden.

Der arme Mann, schloß das Mädchen nach kurzem Stocken erregt, während sie einen freundschaftlich mitleidigen Blick nach dem Angeklagten warf — seine That müßte ihm verziehen werden, er war sehr unglücklich und ist ja dazu gereizt worden."

„Ihre Ansichten über Schuld oder Unschuld des Angeklagten wollen wir nicht hören!" sagte der Präsident mit eisiger Zurechtweisung. „Sie können abtreten.

Gerichtsdiener, lassen Sie die Zeugin Katharina Market eintreten."

Paradies lachte hämisch in sich hinein.

„Hat se doch auch abgekriegt von's hohe Gericht ne Nase, die verlogne Creatur!"

Mit feuerrothem, erhitztem Gesicht und unter unaufhörlichen Thränenströmen vom Gerichtsdiener fast gewaltsam vorwärts bugsirt, nahte sich ein einfach gekleidetes, etwa sechzehnjähriges Mädchen.

Jetzt stand sie den Richtern gegenüber und ihr lautes Schluchzen wirkte geradezu herzerschütternd.

„Ach Gott, ach Gott, ich will ja gern Alles gestehen", tönte eine, vom Weinen verschnupfte Stimme, „meine Mutter hat gesagt, ich soll nicht das Geringste verschweigen, aber ich kann ja nicht dafür, das Alles so gekommen ist!"

„Ihnen soll auch durchaus nichts geschehen", sagte der Präsident, und über das ernste Antlitz flog etwas wie ein Lächeln — „nehmen Sie nur endlich die Schürze vom Gesicht und antworten Sie mir auf meine Fragen."

Mit Mühe und Noth erfuhren wir, daß Katharina Market als Kindermädchen bei Paradies dient und bei dem Mordanfall sich im Wohnzimmer befunden hat. Die Schüsse hat sie allerdings fallen hören, aber aus Angst wagte sie sich nicht nach hinten und kann daher nicht das Geringste zur Sache beitragen. Der Vorsitzende entließ sie, und mit den Worten: „Gott, wie wird sich meine Mutter freuen, daß wir uns lebend und gesund wiedersehen", stürmte sie hastig zum Saale hinaus.

Der nächste Zeuge ist ein untersetzter Mann in mittleren Jahren. Wir übergehen die Formalitäten und schreiten sogleich zum wichtigsten Theile seiner Aussage.

Martin Brand ging am einundzwanzigsten Januar um zwölf Uhr Mittags in Begleitung seines Nachbars — Beide wohnen im Hinterhause des Paradies — über den Hof und hörten in der Wohnung ihres Hausmeiths mehrmals schießen.

„Wir eilten in die Küche, deren Thür nach dem Hofe zu offen stand", erzählte der Zeuge, „und sahen eben, wie ein Mann aus dem Hinterzimmer stürzte, neben Frau Schaller, welche anscheinend todt auf der Erde lag, in die Kniee sank und die Mündung eines Revolvers gegen seine Brust kehrte. In demselben Augenblick auf ihn zuspringend, schlugen wir ihm den Arm herunter, daß die Waffe auf die Erde fiel."

„Ich finde den Tod auch noch auf andere Art", rief er, sich aufraffend, und uns wie Kinder zur Seite stoßend, wollte er davonstürzen. Er kam jedoch nicht weit, denn eine Menge Menschen, durch die Schüsse aufmerksam gemacht, versperrte ihm den Weg, er wurde überwältigt und zur Wache transportirt."

Der kommende Zeuge trat wankenden Schrittes mit kreideweißem Gesicht in den Saal.

„Sind Sie unwohl?" fragte der Präsident den Mann mit den verstörten Zügen und den unheimlich starren Augen.

„Ne doch Euer Wohlgeboren", antwortete dieser mit schwerer Zunge und lehnte sich in unverschämter Haltung über die Barrière. Auf alle Fragen des Vorsitzenden hatte er nur eine Antwort:

„Ne doch Euer Wohlgeboren."

SLUB
Wir führen Wissen.